

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

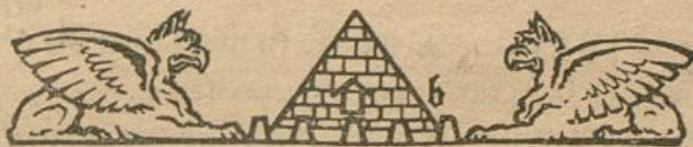
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

16.8.1931 (No. 33)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 33



16. Aug. 1931

Karl Preijendanz / Ein Felix Mottl-Brief

Schon in jungen Jahren hat sich Felix Mottl mit leidenschaftlicher Liebe tätig für den „Barbier von Bagdad“ eingesetzt, Peter Cornelius' lyrisch-komische, lang umstrittene Oper. In Wien, beim musikliebenden Arzt Josef Standhartner, hatte er das Werk nach dem Klavierauszug des Corneliusfreundes Karl Hoffbauer kennen und bewundern gelernt: seither ließ er's nicht mehr aus Aug und Sinn, unaufhörlich bemüht, es bekannt zu machen. Bis es schließlich auch für ihn zum Schmerzkind wurde, als die Meinungen für und gegen seine, Mottls, Neuinstrumentation des „Barbier“ heftig und allzu heftig aufeinander prallten.

Die Oper, heute wohl von jedem guten Theater im erfolgreichen Bestand geführt, hatte ja schon gleich ihre Leidensgeschichte weg: ihre Urwiedergabe in Weimar (1858) erlitt durch Dingelstedts, des Allmächtigen, Gegnerschaft äußerlich eine Niederlage. Nicht, weil sie dem musikerständigen Teil der Hörerschaft mißfiel, sondern weil die Clique Dingelstedts mit brutaler Opposition die Anhänger von Fr. Liszt, der das Werk herausbrachte, niederzischen und -pfliffen.

Man weiß: Liszt trat auf den Skandal hin von der Leitung der Weimarer Oper sofort zurück — denn nur gegen seine Tätigkeit richtete sich die Aktion der Dingelstedtianer. Und der Herzog ließ ihn gehen, ein nicht sonderlich musikalischer Mann, völlig im Bann seines Intendanten.

Aber auch der Versuch von Freunden des Dichterkomponisten, die Oper drei Jahre nach seinem Tod in Hannover zu retten (1877), schlug fehl. Den Ohren des Allgemeinen Deutschen Tonkünstlervereins, dem die Aufführung etwas Exquisites bringen sollte — ging die Musik nicht ein — schon die von Liszt instrumentierte Ouvertüre fand als zu lärmhaft keine Gnade. Was schließlich auch wir verstehen . . .

Dennoch ließen die Verehrer des „Barbier“ nicht locker. Und damit begannen die verschiedenen Bemühungen, Cornelius, dem Schöpfer, aus lauter Gutmeinen und Besserwissen nachzuhelfen. Liszt, Hans v. Bronnart, Eduard Lassen, sie planten zusammen eine Umarbeitung; zum Glück kam sie nicht über die Absicht hinaus.

Anderer Felix Mottl: er legte sich gleich herzlich ins Zeug für den „Unglücksbarbier“. Zunächst freilich wurde nichts aus einer fest beabsichtigten Aufführung an der komischen Oper in Wien; das Theater brannte ab. Doch hatte Mottl eine liebevolle Analyse des Werkes geschrieben für's Musikalische Wochenblatt 1878; und bald nach seinem Uebergang ans Karlsruher Hoftheater machte er sich mit Fenerreiser an die Bearbeitung der „unaussprechlich geliebten“ Oper durch völlig neue Instrumentation, neben der aber schließlich auch Kürzungen herliefen!

Den damaligen Wagnerianern sagten die Klangfarben eines Peter Cornelius nichts. Sie seien zu grau, unwirksam; instrumentieren habe der gute Peter eben nicht gekonnt — so dozieren Liszt, und das genügte Mottl. Voll besten Willens, voll von Triestankungen, vermaß er, der Wagnereschwärmer, den wahren Eigenstil des Schöpfers, der nicht für die Vielen komponiert hatte und durchsetzte, die feinziselierte Partitur des „Barbier“ so lang mit hellen und bunten Lichtern, eingängigen Klangeffekten, mit orchestralem Wit, bis Cornelius nicht mehr Cornelius war, dafür aber, recht nach der Zeit, auch Wagner-Epigone. Mißgriffe des übereifrigen Bearbeiters, die einer späteren Zeit nicht entgehen konnten.

Aber selbst das neue, farbenprägende Gewand des Barbiers brachte ihm den Siegeslauf nicht. Das große Karlsruher Theater-

publikum vom 1. Februar 1884 ließ sich von allen Konzessionen und Kompromissen nicht gewinnen, so „dionysisch“ und begeisternd Mottl dirigierte, so „brillant“ das Orchester spielte. Man lese die beglückte Schilderung des anwesenden Sohnes von Cornelius, Carl Maria, im Anhangsbeft der Süddeutschen Monatshefte 1904, das seinen Offenen Brief an Mottl bringt . . . Er empfand die Regie Parlagers als meisterhaft, Speiglers in der Titelrolle als launig, alle andern, Standigl, Oberländer, die Belce, als höchst animiert und das Ganze als — Separatvorstellung der heimlichen Auferstehung eines Vergessenen!

Am sonderbaren Programm des denkwürdigen Karlsruher Abends hat Carl Maria sich offenbar nicht gestoßen; man spielte nämlich zuerst die Ouverture zu Rosinis „Diebischer Elster“, dann „Im Bunde der Dritte“, Charakterbild von Paul Heyse, und zum Schluß endlich den „Barbier von Bagdad, lyrisch-komische Oper in einem Aufzuge (zwei Abtheilungen)“ — das Ganze zu Werktagsspreisen (Fremdenloge 4 M., Parterre-Sperrsiße 2.50 M.) . . .

Mottl selbst mußte von diesem Freitagabend enttäuscht sein. Er, wie sein künstlerischer Stab, hatten sich verrechnet und schon die Schuld des ausbleibenden Beifalls auf Speiglers Indisposition, hoffte auf glücklichere Wiederholungen — aus denen dann nichts wurde. Damals schrieb er an den Musikkritiker Otto Lesmann, leitenden Besitzer der Allgemeinen (Deutschen) Musikzeitung in Berlin-Charlottenburg diesen Brief, den die Landesbibliothek als Handschr. Karlsru. 2328,7 besitzt:

Carlsruhe, 10. II. 84.

Hochgeehrter Herr! „Der Barbier von Bagdad“ hat hier durch eine Indisposition des Darstellers des Barbier, bei der ersten Aufführung nicht den Erfolg, den sich alle Darsteller und ich selbst von der Aufführung versprochen, gehabt. Indes ist dies nur vorübergehend, und ich bezweifle keineswegs, daß die weiteren Aufführungen dem Werke zu seinem wohlverdienten Erfolge verhelfen werden! Publikum und Kritik haben sich übrigens dem Opus gegenüber durchaus anerkennend, nicht aber enthusiastisch gezeigt. Wenn Sie für das Werk in freundlichem Sinne in Ihrem geschätzten Blatte schreiben wollten, so würden Sie sich den Dank aller Musikfreunde und seineren Kunstmenschen erwerben. Wollten Sie mir ein Exemplar der betr. Nummer übersenden? Von Liszt empfing ich heute einen Brief, der mir zur Wiederaufnahme des Werkes in's Repertoire gratuliert und schreibt: „Ich kenne kaum eine zweite komische Oper, in der so viel feiner Humor und Geist waltet, wie in dem Barbier!“ Zugleich hoffe ich ihn zu einer Aufführung desselben im Frühjahr hier zu sehen. Auch Bilow hat mir sein Erscheinen dazu als Gast zugesagt! Mit herzlichem Gruße ergebenst Felix Mottl. Carlsruhe 10. II. 84.

Mottls Zeilen spiegeln kaum ganz getreu seine wahre Stimmung wieder. Das Urteil der Presse, so das der Karlsruher Zeitung vom 3. Februar, lehnte im Ganzen das Werk ab, wenn es auch den Weimarer Skandal als höchst verwerflich bezeichnet und einige Nummern des „Barbier“ als gelungen gelten läßt. Aber der Dichter Cornelius sei eben unter großen Wehen geboren, der Musiker in ihm ein Angstkind von jeher gewesen. Die Oper, meint der ausführliche Kritiker, werde sich schwerlich lang halten, doch lasse er sich gern eines Bessern belehren . . .

Er hatte das für Carlsruhe nicht nötig. Mottl machte hier zunächst keinen Versuch mehr, den Barbier durchzusetzen. Aber

wie er, hörte auch Liszt nie auf, der Oper eine Zukunft zu prophezeien. Gleich nach der Karlsruher lauen Aufnahme dankte er dem Freund für die „Rehabilitierung“ des Opus: „Ich wüßte kaum eine andere komische Oper von so vielem Humor und Geist. Dieser Champagner hat Mouffe und vortrefflichen Gehalt. . . Schreiben Sie darüber an Hans Richter. Der Barbier könnte . . . Reper-toire-Oper in Wien werden und dann wieder nach Weimar zurück-fahren.“ So Liszt in seinem Brief vom 8. Februar 1884 aus Buda-pest; ihn zitiert Mottl; ihn heftete er später in sein Handexemplar der leidenschaftlichen Streitschrift Max Haffes gegen seine Neu-bearbeitung des „Barbier“ ein . . .

München war es vorbehalten, die Oper mit erstmaligem Er-folg herauszubringen. Bald nach der Karlsruher Aufführung er-folgte, in Mottls Instrumentierung, eine Wiedergabe des Wertes durch Hermann Levi im Hoftheater (15. Okt. 1885); Gura als Bar-bier spielte „unvergleichlich“, Liszt und v. Bülow waren Gäste der Vorstellung, über die auch D. Lehmanns Zeitschrift sehr anerken-nend berichtete. Cornelius war und blieb unentdeckt.

Wenn es auch in den folgenden Jahren unerfreuliche Ueber-rahungen gab. Die Art, wie Levi die vom Karlsruher Freund uminstrumentierte Partitur mit seiner eigenen Uebersetzung verquidelt im Druck erscheinen ließ, ohne geringsten Hinweis aufs

Mein, Dein und Sein, sie verdros die nächsten Angehörigen und wurde vom Sohn Carl Maria Cornelius in der Biographie seines Vaters „sahrlässige Fälschung“ geheißen, nachdem er sich schon vor-her in einem Offenen Brief gegen Mottls und Levis Auffassung, bei aller Dankbarkeit und Freundschaft, sachlich vernahmt, nachdem auch Max Haffe sehr temperamentvoll für Cornelius und gegen seine „Vergewaltiger“ das Wort ergriffen hatte. Doch diese Aus-klänge gehören in ein besonderes Kapitel dieser musikgeschichtlichen Affäre — sie hören sich unschön an, so gar nicht im Sinn des allzeit bescheidenen Meisters. Sie ließen sich aber offenbar nicht ver-meiden, sollte der wahre „Barbier von Bagdad“ wirklich entdeckt werden, entdeckt in seiner Eigenart, die wir heute an ihm lieben und bewundern. Daß er jetzt wohl allgemein unwiderrspochen in der Urform gegeben wird und in ihr gefällt, scheint uns so selbst-verständlich und richtig, wie Mottl und seinem Kreis die originale Fassung als unmöglich galt. „Gewinne ich jetzt noch die Ueber-zeugung, daß die Originalinstrumentierung die bessere und für die Oper vorteilhaftere sei, so wäre ich mit Freunden bereit, meine Partitur ins Feuer zu werfen. Vorläufig bewahre ich sie indessen noch auf“ . . . so schloß Felix Mottl seinen Artikel über die „Ori-ginal-Partitur des Barbier von Bagdad“ im Juliheft der Süd-deutschen Monatshefte 1904.

Eugen Singer / Der Schwallenbrunnen

Ein vergessenes Naturdenkmal.

„Die Natur gefällt, reißt an sich,
begeistert, bloß weil sie Natur ist.“
Humboldt.

Auf halbem Wege, zwischen Bruchsal und Heildelshheim, im mühlenreichen Saalachtal, wenige Schritte von der Bahn-übergangsbrücke entfernt, liegt links der Landstraße bei der Mahl-mühle von Bühren und am Fuße des Schwallenberges ein lang-gestreckter Teich, der Schwallenbrunnen. Die wenigsten Reisenden, die mit der Eisenbahn daran vorbeifahren, desgleichen die Wan-derer, die talauf- oder talabwärts ziehen, kennen dieses merk-würdige Gewässer, und denen es bekannt ist, haben es vergessen oder beachten es nicht mehr, wenn ihr Weg vorbeiführt. Für mich allerdings verknüpfen sich meine schönsten Jugenderinnerungen. Die Großeltern hatten auf dem Schwallenberge umfangreichen Grundbesitz, Wiesen und Acker mit vielen Obstbäumen. Herrliche Zeiten waren es, wenn ich auf der Heimfahrt hoch auf dem Ernte-wagen saß, das gedroschene Korn dann später zur Bührenschen Mühle fahren durfte oder im Herbst die Obst- und Kartoffelernte heimgebracht wurde. Beim Besuch der Verwandten und Bekannten in der Heimat bin ich immer wieder hinausgezogen zum Schwal-lenbrunnen und an seinem Wasser gestanden, nur um die Blicke und Gedanken darin recht zu versenken. Hier stehe ich immer, wie auf einer schmalen Grenze zwischen der Vergangenheit und Zu-kunft still, nehme in meinen Gedanken die verflohenen Zeit-abschnitte zusammen und umspanne den nächstfolgenden mit neuen Vorsätzen, Hoffnungen und Entwürfen.

Es ist das reine, klare und bewegte Gewässer, das diese Kraft ausübt und es ist mir immer begreiflich gewesen, daß man vom Schwallenbrunnen erzählt, Wassernixen würden den am Ufer Sitzenden zu sich herabziehen. Es zieht auch wirklich hinab, und es ist einem bisweilen dabei, als könnte man nur so niedersteigen, um da ewig zu ruhen. Es ist in diesem Gefühl gar kein Unwille mit der Erde oder Unzufriedenheit mit dem Dasein, kein Ueber-druß mit dem, was es bietet, es ist die reine Lust am feuchten Element. Für mich ist trotz der nahen Mühle und der vorbeiführenden Landstraße und Eisenbahn der Besuch des einsam ge-legenen Schwallenbrunnens einer der lohnendsten Genüsse. Es ist überhaupt ein Vorurteil, wenn man meint, daß das Vergnügen an der Natur gerade eine ausgefuchste schöne Gegend erfordere.

Die Umgebung des Schwallenbrunnens ist nicht gerade schön zu nennen. Doch ist dieses Fleckchen Erde von ganz besonderer Art. Schlauke hohe Pappeln, buschige Erlen, breitkronige Schwarz-buchen, dichtes Gebüsch und Gesträuch umsäumen die Ufer des Teiches. Scheue Wasservögel huschen unter das rankende und sich verflechtende Gestrüpp oder tauchen in das Wasser, um sich zwischen dem absonderlich gekrümmten und knorrigen Wurzelgerank der Bäume und Sträucher zu verstecken.

Bäume, von Stürmen in den Teich geworfen oder infolge Alters morsch geworden und in das Wasser gefallen, recken Wur-zeln, Stamm und Nester in wirren Verschlingungen auf dem Grund und sinken allmählich immer tiefer in den unergründlich scheinen-den Schlund. Nicht an allen Stellen sieht man aber bis auf den Grund des Teiches. Besonders an seinen beiden Enden in der Richtung des Tales gewinnen vom Ufer her die Wasserpflanzen fortschreitend immer mehr Raum und Boden. Die sogenannte Wasserpest mit ihren blasig aufgetriebenen Blattstielen vermehrt sich jedes Jahr stärker. Die Wasserlinse bedeckt einen großen Teil der Wasserfläche und die schöne rote Blüte der Wasserlilie, die weiße Scerose und die wunderbar geformte Blattrose der Wasser-nuß zieren an einzelnen Stellen den Wasserpiegel. Schilf und Niedgras verweben sich mit den Wasserpflanzen und bilden fort-schreitend einen morastigen Untergrund, so daß der Teich von Jahr zu Jahr kleiner wird. Nur an den ganz tiefen Stellen konnten die Wasserpflanzen noch keinen Boden fassen.

In meinen Jugendjahren war der Schwallenbrunnen bedeu-tend größer. Die Wasserpest, im Jahre 1836 erst nach Europa ein-geschleppt, hatte sich damals noch nicht so ungeheuer vermehrt. Frei und weit dehnte sich die Wasserfläche aus. Vor geraumer Zeit muß der Schwallenbrunnen auch bedeutend tiefer gewesen sein und bis an die Landstraße hinübergereicht haben.

In den neunziger Jahren wurden nämlich in dem sumpfigen Vorland des Teiches bis zur Straßenböschung hin in einer Tiefe von neun Metern Baumstämme gefunden, die darauf schließen ließen, daß der Schwallenbrunnen bis zur Straße reichte. Es wird weiter erzählt und ist auch im Schrifttum verbreitet, daß Mitte des 18. Jahrhunderts ein Wagen mit Kaufmannsgütern aus dem Württembergischen kommend und für die Rheinpfalz bestimmt, die untere Nürnbergerstraße hinab gen Bruchsal fuhr, um von dort nach Speyer zu gelangen. Oberhalb des Schwallenbrunnens bei der scharfen Biegung der Straße, die den Güterverkehr von Speyer nach Nürnberg über Bruchsal, Bretten, Eppingen, Heil-bronn, Hall, Aushach vermittelte, geriet der mit vier Pferden be-spannte Wagen zu nahe an den Straßenrand, fiel die steile Böschung hinunter und verschwand in den Fluten des Teiches. Von Mann, Ross und Wagen soll man nie wieder etwas gesehen haben. Die Erzählung ist glaubhaft, so unwahrscheinlich sie klingt.

Schauen wir an wasserpflanzenfreien Stellen in den Teich. Wie es in dem Schwallenbrunnen brodelt, wallt, quirlt, schaffst und strudelt. Glashell und durchsichtig bis auf den grünlichweißen Grund ist das Wasser. Auf dem Boden bilden sich in ganz be-stimmten Zeitabschnitten Sandkrater von mehr als einem Meter Durchmesser, aus deren Mitte Wasserwirbel von einer solchen Stärke emporquellen, daß sie Sand, Wurzelstücke, vermodertes Holz und grünlichweißen Schlamm emporwerfen. Auf den beson-ders großen Sandkratern bilden sich weitere kleinere Krater, die in gewaltiger Bewegung und Kraft schwarze und weiße Sand-massen emporwerfen. Wäre das Wasser nicht bis zu drei Meter tief, so würde man ohne Zweifel das Geräusch des ausbrechenden Wassers hören können.

Der Boden des Teiches ist in ständiger Bewegung. Der stets im Fluß sich befindliche Sand begräbt alles. Was in den Teich fällt, gibt er nicht mehr so leicht her.

Vor wenigen Jahren stürzte sich ein Mädchen aus dem nahen Heildelshheim wegen Liebeskummer in den Schwallenbrunnen. Erst nach dreitägigem langen Suchen, fand man die Leiche bis zu den Beinen schon vom Sand bedeckt auf dem Grund des Teiches, der überdies schon manches freiwillige und unfreiwillige Opfer ge-ort-tert und in die Tiefe hinabgezogen hat.

„Im Schwallenbrunnen wohnte die Saalbachnixe früher, lockte manchen in die Tiefe, der kam nicht mehr herfür“, lautet die über dem Toreingang des Hauses Schlossstraße 4a be-sindliche Inschrift unter einer in roten Sandstein gehauenen Figur, die halb Mensch, halb Fisch ist.

Aus der unerforschten Tiefe des Teiches steigen unauffällig Blasen auf, die zitternd, silbern glänzend an die Oberfläche sich schlängeln und dort bersten. Das Wasser ist daher fortwährend in Wallung.

Alle diese merkwürdigen und sonderbaren Eigenschaften des Schwallenbrunnens haben ihm seinen Namen gegeben.

Das Wort Schwall, auch Schwalm, bedeutet nach Hermann Fischers Schwäbischem Wörterbuch die tiefe Stelle eines Gewässers mit einem Wasserstrudel oder Wasserwirbel. Friedrich Kluge leitet Schwall aus dem Mittelhochdeutschen *swall* — angegeschwollene Masse — her. Auch Oskar Schade spricht hier von. Das Wort Schwall kommt auch bei den Ortsnamen Schwallungen an der Werra, Schwallbach in Hessen, Schwalldorf a. Neckar, Schwallenbach in Niederösterreich vor. Ja sogar Goethe gebraucht das Wort Schwall

in seinem Gedicht „Der Zauberlehrling“. „Das zum Zwecke Wasser fließt und in reichem vollem Schwallen zu dem Bade sich ergießt.“

Ueber die Entstehung des Schwallenbrunnens selbst und besonders über die Herkunft seiner überaus starken Quellen herrschen verschiedene Auffassungen. Man spricht von gewaltigen Ueberfallsquellen oder auch von Verwerfungsquellen, ja sogar von einem unterirdischen Zufluss von der württembergischen Enz her.

Eigenartig ist, daß die Talstrecke von Heidelberg bis gegen Bruchsal hin sehr sumpfig ist, dagegen das über dem Schwallenbrunnen liegende Hügelland, das man hinsichtlich seiner geringen Höhenunterschiede fast Hochebene nennen kann, verhältnismäßig wasserarm ist. Auf dem mehrere Stunden im Umkreis fassende Gebiet der Gemarkungen von Bruchsal, Heidelberg, Helmsheim, Ober- und Untergrombach zählen wir wenige Quellen von besonderer Ergiebigkeit. Beobachtungen seit Jahrzehnten haben gezeigt, daß im engeren und weiteren Umkreise des Schwallenbrunnens sich plötzlich Quellen und Sumpfstellen bilden, die nach einigen Tagen oder Wochen ebenso rasch wieder versiegen oder auch ihren Erscheinungsort wechseln, um wiederum anderswo ans Tageslicht zu treten.

Es ist schon vorgekommen, daß über Nacht inmitten einer Wiese oder auf einem Wege, der tags zuvor noch befahrbar war, sich eine breite Wasserstelle bildete, die nach kurzer Zeit wieder verschwand. Treten diese Erscheinungen häufiger auf, so nimmt die Tätigkeit der Quellenausbrüche auf dem Grund des Schwallenbrunnens ab und sein Wasserspiegel senkt sich merkbar. Diese eigenartigen Naturerscheinungen müssen schon sehr früh beobachtet worden sein und zu verschiedenen Maßnahmen und Vorkehrungen seitens der Stadt Heidelberg geführt haben. In den Archivalien von Heidelberg finden wir eine Regelung der Wiesenwässerung vom Jahr 1685 und eine sogenannte Wasserrefognition vom Jahr 1730, 1738 und 1765.

Während die Wassertiefe des Schwallenbrunnens sich dauernd ändert, ist dagegen seine Wasserwärme nur ganz unbedeutenden Schwankungen unterworfen. Selbst im kältesten Winter sinkt die Wasserwärme nie unter + 11 Grad Celsius. Daher kommt es auch, daß die Saalbach vom Zufluss des Schwallenbrunnens ab bis Bruchsal nie zufriert. Wenn alles in Schnee und Eis erstarrt, so bleibt der Schwallenbrunnen doch ohne Eisbedeckung und frisches Grün prangt an seinen Rändern auch den Winter über. Es nimmt uns auch nicht wunder, daß an dieser Strecke der Saalbach in den früheren besseren Zeiten, eine Sägmühle, eine Papiermühle, eine Delmühle und acht Mahlmühlen gestanden haben. Etliche sind der Wirtschaftsnot, der Zerstörung durch Brand und dem Abbruch zum Opfer gefallen.

Ueber die Frage, ob die Entstehung des Schwallenbrunnens einer Ueberfallsquelle oder einer Verwerfungsquelle oder gar dem unterirdischen Zufluss aus der Enz zu verdanken ist, ist schon manches geschrieben worden. Wie oft aber werden die heute geltenden Meinungen umgestoßen, um andern Tags einer entgegengesetzten Auffassung zuzuneigen.

Die Quellenbildung im festen Gestein ist ja mannigfacher Art. Beim Schwallenbrunnen ist es auf jeden Fall schwierig, diese oder jene Auslegung über Quellenbildung als zutreffend anzunehmen,

da weder Grabungen noch Messungen zu irgend einem bestimmten Erfolg geführt haben.

Jedenfalls ist der Schwallenbrunnen eine sogenannte Karstquelle, und hören wir, was der Geologe, Professor Dr. Deede in seinem Werke „Geologie von Baden“ über solche Quellenbildungen sagt.

„Im Kraichgau kommt dazu, daß der Keuper als oberste Schicht das Wasser auf seiner Oberfläche zur Tiefe leitet, daß der Muschelkalk in gleichem Falle die Wasser in sich versallen und dann dem allgemeinen Bau gemäß an dem untersten Punkte gesammelt herauszutreten läßt. Es entstehen in dem oberen Muschelkalk zahlreiche Erdtrichter, Erdfälle und flache Mulden. Auch erweitern die eindringenden Wasser nicht selten die Klüfte und laugen unterirdische Höhlengruppen, sogar mit unterirdischen Wasserläufen aus. Sibt Muschelkalk auf Keuper auf, so neigt das letztere Gestein sehr oft zu mergeliger und toniger Bildung, und es lagern sich in ihm kleinere oder größere Stücke von Gips. Daher haben wir in den Tälern am Hang, ja bisweilen auch unter der Talsole kräftige Wasserausstritte oder Karstquellen, aus denen sich verschiedene Bäche speisen.“

Es ist wohl möglich, daß die Quellwasser des Schwallenbrunnens über solche Gipsbänke fließen, Bestandteile hiervon mitnehmen und auf dem Grund des Teiches absetzen. Daher diese grünlichweiße Farbe des Bodens. Wir wissen, daß gerade Gips, der lange im Wasser liegt, sehr rasch und reich von den Algen bedeckt wird. Gips fördert einen üppigen Pflanzenwuchs, und es mag der Reichtum der Wasserpflanzen im Schwallenbrunnen davon herrühren.

Die vom Grund des Schwallenbrunnens aufsteigenden Gasen sind Sumpfgase und Schwefelwasserstoff, die bei der ständigen Verschiebung des Bodens frei werden. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sowohl in der Umgebung, als auch im Wasser die Tierwelt sehr artenarm ist. Fische halten sich im Schwallenbrunnen überhaupt nicht auf.

Einmal machte ich die Beobachtung, daß ein handlanger Weisfisch vom Saalbach her den Abfluß des Schwallenbrunnens heraufkam und nun im Wasser des Teiches unruhig hin- und herschwamm, als suchte er möglichst rasch wieder aus dem Schwallenbrunnen in die Saalbach zu kommen. Er verschwand in dem Wirrwitz der Wasserpflanzen. Frösche, die beim Annähern in das Wasser sprangen, machten krampfartige Anstrengungen, um alsbald wieder das Ufer zu erreichen.

So ruht über den Wassern des Schwallenbrunnens ein undurchdringliches Geheimnis, und es ist fast selbstverständlich, daß das Volk sich allerlei Dinge hierüber erzählt. Die Sage von der Wasserhexe, die den Müllerburschen zu sich herabzieht, kommt in anderer Form auch sonst vor. Der Schwallenbrunnen ist aber der rechte Ort für die Entstehung solcher Sagen und mancher Legenden. Heidelberg führt, so vergesse nicht, den Schwallenbrunnen auf. Wanderer, wenn dich einmal dein Weg von Bruchsal nach zuziehen. Das unablässige Hervorbrechen des Wassers aus der Tiefe und die ständige Bewegung des Grundes, der geheimnisvolle Ort und seine eigenartige Umgebung, bietet ein Schauspiel, an dem man nicht vorübergehen und sich nicht müde sehen kann.

Hans Heinrich Ehrler / Die Wanderung durch Oberschwaben

Eine Erzählung

Wir saßen abends in der Laube beim Wein und an uns geschah der Vorgang einer alten Erfahrung, die jeweils den Beteiligten nur nicht zum Bewußtsein kommt, aber dennoch den Anreiz für eine philosophische Betrachtung birgt:

Wenn gesellige Gegenwart recht schön wird, so daß die zusammen Seienden sich wunschlos darin wohlfühlen, wenn die guten Geister einer Stunde gleichsam den Zauberkreis um sie gezogen haben, kommt gern etwas eigentlich nicht zu Erwartendes. Man beginnt zu erzählen, das heißt, mitten in dem eingefriedeten Zustand regt sich die Phantasie, bricht die Stille auf, verläßt die Gegenwart und tritt in die Vergangenheit hinab. Es ist ein merkwürdig zwiespältiger, geheimnisvoll naturgeschlicher Zug. Die im Bereich erfüllten Zeitgefühls angekommenen Menschen entführen einander in gewesene Erlebnisse und müssen sich nachher daraus wieder zusammensuchen, voll mit Stoffen ihres abgelebten Daseins. Davon, von dem nicht mehr Seienden erhält jeder und erhalten alle den Schimmer einer Bedeutung, welcher wiederum auf die zurückgewonnene Gegenwart abglänzt, sie jetzt erst zum ganz empfundenen Besitz machend.

Durch ihre Erzählungen stellen sich außerdem die doch schon vertrauten Anwesenden gewissermaßen einander noch einmal mit einer Erläuterung vor. Jene Geschichten, woraus Figur und Gehalt des an die Reihe gekommenen sichtbar erscheinen, sind unvergänglich.

So berieten auch wir uns die Gestalten und Schemen der Erinnerung in die Laube, bis wir an ihnen selber etwas wie eine magische Gesellschaft wurden. Spät — es wirkte als aufbewahrte Ehre — kam noch der Hausherr zum Wort. Er war unter uns Fremden der Mittelpunkt, ein auserwählt geistiger Mann, von innen her gewachsen und gebildet, mit gütig wissenden Augen. Neben ihm saß seine schöne Frau. Man erkannte auf den ersten Blick, diese sei vom Engel an seine Seite geführt worden. Beinahe wie eine Schwester sah sie aus, in die Spielart der weiblichen Anmut entwickelt. Er streichelte unauffällig ihre Hand, ehe er begann:

„Vor dem Krieg begegnete mir in der alten Reichsstadt Ulm an der Donau bei Freunden ein auf Besuch weilendes norddeutsches Mädchen. Dieses brachte mich in jenen absonderlichen Zwischenzustand einer sprossenden Verliebtheit, dessen ganz bewußt zu werden wir uns noch wehren. Auch das Mädchen mochte wohl mitberührt sein, aber damals war es noch Sitte, nicht sofort mit aufgedeckten Innenwelten einander entgegenzutreten. Einmal wurde unser Beisammensein feierlich und groß, als ich mit ihr allein im Münster ging und auf den Münsterturm stieg. Ich konnte aus meinen kunstgeschichtlichen Kenntnissen das Bauwerk wie seine Steinzier und Bilderschätze deuten, glücklich sahen meine Augen die Wunderdinge in ihren Augen sich nachbilden. Indessen war beim Abschied immer noch durchaus undurchsichtig, wie weit drüben die mich erregende Gefühlsbewegung eingedrungen war. Ihr vererbter altbürgerlicher Liebreiz verfestete schon an sich in wohlige Lust, wer immer nahe kam. Sie entließ mich langsam aus ihren Blicken und schien etwas von mir darinnen zu behalten.“

Nachher mußte es sein, daß ich zur eigenen Seelenklärung eine Wanderung durch Oberschwaben machte. Mein Weg ging von Norden nach Süden in der weiten offenen Landschaft, welche der Rheingletscher diesseits des Bodensees aus der Eiszeit her liegen gelassen hat mit allerlei heiteren und schwermütigen Seltsamkeiten, als einen Erbsatz, worin noch die Mythen mit sitzen geblieben sind. Ich war manchmal schier unheimlich allein, im Moor, an verschillten Seen und Neben, auf Saatfeldern und Weiden, in haufenweise über die Gegend zerstreutem Gehölz. Dazwischen leuchteten von Hügeln fürstliche Schlösser, barocke Abteikirchen, tor- und türmereiche Städte kamen, Marktdörfer, lockere Siedlungen, reiche Bauernhöfe, Wegkreuze, Bildstöcke, Feldkapellen. Immer wieder spürte ich, daß ich von Norden nach Süden ging auf die fernen unsichtbaren Alpen zu. Am Morgen hinter Vöberach in die Einsamkeit laufend, war mir's plötzlich, jemand laufe mir nach. Ich sah mich um, niemand war da. Aber wieder lief es hinten. Jetzt hörte ich sogar Tritte. Sie klangen nicht schwer und mochten Frauen-

tritte sein. Jedoch wie weit man zurücksehen konnte, war der Weg leer.

Die Sinnesstuschung wirkte so stark auf mich, daß ich sie als wahr hinnahm und dem nachprüfenden Augenbefund mitraute. Eher hätte mein Glaube für ein Phantom gehalten, was jetzt weit vor mir, dem über eine Bodenwelle Gehenden, am Horizont erschien: die Kette der Schneeberge. Nie vorher war ich in eine solch eigentümliche Seelenlage geraten. Die Dinge wurden unter der blauen Himmelskugel zum Naturspuk, der ein märchenhaftes, nicht boseres Berieselungsspiel mit mir trieb. Hinter meinem Körper und vor ihm befand sich je eine Kraft. Beide zogen. Ich ging weiter, den Firnen entgegen. Es war wie eine Entscheidung in meinem menschlichen Zustand. Ein bedeutender Augenblick drückte mir sein Zeichen ein. Zugleich dachten meine Gedanken an das Mädchen und den letzten Blick, welcher mich entlassen hatte. Ja, mein Gefühl empfand das liebe Frauenwesen so gegenwärtig, daß zärtliche Ergriffenheit mich besiel. Im Weiterwandern sang ich Liebeslieder, bis plötzlich seitwärts ein Nebenziel lodete.

Der Erzähler trank. Wir tranken mit. Dann fuhr er fort:

„Nach ein paar Wochen kam der Krieg und nahm mich vor dem letzten Semester meines Studiums in Besitz. Man kann das nicht anders nennen, was damals an uns geschah. Ich ergab mich ihm mit dem Entschluß, beim Ausmarsch hinter mir einen Strich, ja tiefer, einen Graben zu ziehen und meinen Menschen, nicht nur meinen Leib, feldgrau zu machen. Doppelt verwaist, bloß noch einen Bruder in Ostafrika wissend, rückte der Ersahreservist Dietrich Munding wirklich aus der Welt aus, die man Heimat heißt. Er wurde denn auch ein ernster, sachlicher und zäher Soldat, fühlte sich in einen Stand eingetreten. Beinahe widerwillig nahm ich Auszeichnung und Beförderung hin. Das Geschick des Regiments war mein Geschick und die Katastrophe des deutschen Heeres meine Katastrophe. Am Tag des Waffenstillstands fühlte ich mich gezügelt. Meine verheilte Wundnarbe rotete sich und brannte wie ein frisch eingedrucktes Brandmal. Ich verwünschte, daß der Granatsplitter nicht getötet hatte.

Indessen draußen in den zweiundfunzig Monaten wurde man gleichsam etwas wie eine eigene Rasse. Der Krieg lieferte zu seinen Greueln auch die Schutzmittel stoischer Immunisierung und einen zwar durchsichtigen, aber nicht durchlässigen Ueberzug gegen sentimentale Einwirkungen. Brach dieser allerdings dennoch manchmal auf, gab es bedeutende innere Ereignisse. Das Herz wurde dann von Gefühlen bestürzt, denen man alle denkbaren Eigenschaften zusprechen kann, rührend, ergreifend, erschitternd, gewaltig, herrlich, schaurig, erhaben, fromm. Niemand sonst vermag, gesehen und gespürt zu haben, wieweil ein Wunder das Wort Friede ist, oder Vaterland, oder Heimat. Wie im Gebirge durch Nebelrisse die Visionen besonnter Talgrunde erscheinen, so stand der Mensch plötzlich staunend, und Wasser drang ihm in die Augen. Man entdeckte, die von jener Gefuhlszucht ausgesperrten und zurückgewiesenen Dinge waren nachgelaufen, Heimat, Vaterland, Friede, hatten sich eingeschlichen in die Kammern unseres innersten Innern und zeigten hell ubertrahlt ihre Thronsitze. In so durchstoenen Stunden schwand die Gewißheit, was wirklich und unwirklich sei, ob nicht der Krieg sich als arges Traumbild entlarve.

Zuweilen kamen dann auch die Augen des Ulmer Mädchens und hatten mich immer noch in ihrem Blick. Ich machte die ober-schwäbische Wanderung und hörte hinter Viberach, daß mir jemand nachlaufe. Das Erlebnis gewann in der unkörperlichen Wiederholung eine zauberhafte Klarheit der Umrisse und Substanz. Diese hatte nichts an sich verloren. Ihre Gegenstände, Geschehnisse, Farben, Lüfte, Gerüche waren bewahrt aus Schwaben nach Frankreich über die Zeit gekommen, wie eine aus der Umwelt herausgebrochene und hergetragene Landschaft. Nur zugleich destilliert und dadurch auf die Ebene eines Bereiches gehoben, wo kein Zerfall noch Verderbnis mehr ist. Ich wurde mir bewußt, daß sich an jenem feltamen 7. Juli 1914 in mein Leben das Ratfel seiner Bestimmung eingenistet hatte.

Am 7. Juli 1918, vor dem Kriegsende, schickten mir die Freunde aus Ulm ein Paket. Auch sie hatte den Begleitbrief mit unterschrieben und war wohl wieder zu Besuch dort. Vielleicht sogar mochten ihr Kopf Ausdentner und ihre Hände Packerinnen der Sendung gewesen sein. Ich brachte es fertig, ihre Schrift genau nachzumachen: Friederike Roser. Damals gingen schon die Gespenster des Zusammenbruches um und machten die wohlgewahlten Liebesgaben zu schmerzhaft rührenden Siebensachen und bitter-süßen Genuen. Nur der Rauch des Tabaks tat mit seinen narkotischen Düften tröstlich gut.

Mechanisch, wie ein Automat bewegte ich mich als Heimkehrer in der Heimat. Ein anderer schien in meiner Gestalt für mich die notwendigen Handlungen des Daseins zu verrichten, machte auch den Doktor der Philosophie und das Examen. Dann wurde ich in eine Lateinschule gestellt und sollte deutschen Buben Lehrer sein. Ein Drittel davon hatte draußen die Väter verloren. Manchmal schüttelte mich zwischen ihnen der Jammer, daß ich aus der Klasse gehen mußte. Aber von ihnen, von ihren Körpern ging etwas aus. Langsam und immer mehr ging es auf mich über. Wir redeten nicht davon. Hier darf ich's tun. Die vierundzwanzig Buben schenken mir die ausgerechnete Kraft wieder und den verwesten Glauben, welchen ich ja in ihren Geistern zu wecken dastand. Es wurde eine ernste männliche Wiedergeburt. Ich begann etwas von dem Sinn des Verhängnisses zu begreifen. Wie vorher der Krieg, nahm jetzt mein Amt in Besitz.

Doch quoll noch ein Quell in mir, dessen ich unter den neuen Gefuhlsmachten wenig achtete. Aus ihm rieselte auch das, wiewohl anders geartete Bewußtsein der Erquickung meines Zustandes. Es war wie eine stille Nebenader jener inwendigen Brunnen. Jrgendwo mußten helfende Beistände sein und an mich denken. Ein unsichtbarer Stern mochte über meinem Lebensraum stehen. Der Abschied von Ulm und der Weg an den Bodensee bewegten mir die Erinnerung.

Es gab einen zweiten Zwischentrunk. Niemand sprach dazu. Jedes wartete auf die Lösung:

„Eines Tages um Ostern dachte ich daran, dorthin zu fahren. Doch plötzlich fiel mir grundlos Würzburg ein und die ersten Universitatsjahre und die erste Eisenbahnfahrt, welche ich mit meinem Vater aus meiner nahen Heimat Bad Mergentheim in die große Stadt habe machen dürfen. Im Traum bin ich heute noch manchmal in der wunderbaren Stadt. Ueber den Einfall verzagte mein Blut vor jenem oberlandischen Unternehmen. Es wurde für den Sommer auf seinen Fahrtag aufgeschoben. Die Eisenbahn trug mich ins Frankenland.

Am Morgen nach der Ankunft machte ich festliche Erinnerungsgange durch die Stadt, in ihrer vertrauten leichten Luft. Es mußte hier etwas für mich bereit sein. Im Geistespalast leistete ich mir einen Bocksbentel. Die Kirchen wurden besucht und der Dom. Die Uhr schlug elf, als ich aus dessen Portal trat, die Staffeln hinab auf die Domtrache ging. Da lief, auch aus dem Portal kommend, jemand hinter mir her. Es war das Mädchen. Die wie damals zart hellgelb gekleidete Erscheinung schimmerte auf, kam näher. Die graublauen Augen nahmen mich in ihren Blick, und entzückt erkannte mein Herz, daß sie mich nie daraus entlassen hatten.

Die Zeit hatte ihr Aussehen verändert. Ich spürte das Gefeg des Alters. Aber es war nicht betroffen machend. Gestalt und Wesen schienen in dieser Zeit wie in einer Kammer still gewachsen und gereift zu sein. Jetzt traten sie wieder hervor gleich der vollkommen gewordenen Schwester des zurückgebliebenen, noch kindlich umhauchten, einstigen Geschöpfes. Meine ergriffenen Gedanken berührten ihr Gefühl, das sich aussprechen mußte: „Es sind beinahe sechs Jahre dazwischen . . . und welche Jahre? . . . Ich war damals neunzehn . . . jetzt bin ich fünfundzwanzig . . . wenn man nach diesem Krieg und diesem Danach noch so zählen darf mit unren alten Zahlen.“

Sie reichte mir die Hand und legte etwas in meine Hand, etwas für mich Aufbewahrtes. Es ließ sich nicht fassen, lag aber gut und wohlthuend darin. Nie habe ich das sonst gefühlt.

Dann geschah eine Offenbarung. Wie wenn man ein Buch aufschlägt. Wir wußten um uns. Sie sagte meinen Namen „Dietrich“, ich sagte den ihrigen „Friederike“. Nicht einmal der Zufall, daß ich, ohne ihren Aufenthalt zu kennen, nach Würzburg gekommen und um diese Stunde in den Dom gegangen war, fiel mir mehr auf. Sie sagte wieder: „Ich war viel um Ihre Wege und habe viel gebetet.“ Das Marktnetz durfte in meine Hand herüber-gleiten für den Heimgang an die Gartentüre.

Am nächsten Tage besuchte ich ihren verwitweten Vater, der Arzt war und dem sie das Haus hielt. Er wohnte mit seinen drei ihm gebliebenen Kindern erst seit Kriegsende in Würzburg, als Granatopf an der Fakultät noch nahrungsschemische Studien treibend. In der Familie wurde durch stillen Kult das Andenken der Mutter und des gefallenen ältesten Sohnes geehrt. Ich wurde aufgenommen, als ob mich diese noch gekannt und gern gehabt hätten. Das war ein wundertatiger Zustand für den früh Verwaisteten. Friederike waltete um mich.

Sie machte auch mit mir eine Fahrt ins Taubertal, in meine helle Heimatstadt, wo einst die Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens residierten und jetzt viele tausend Kranke aus dem Vaterland Heilung finden. Es gibt keinen begluckenderen Stolz, als einem geliebten Menschen die Gassen seiner Kindertage zu zeigen. Wir standen auf dem Gottesacker nebeneinander am Grab meiner nebeneinander liegenden Eltern.

Nach zwei Jahren wurden wir Mann und Frau. Manchmal sprach man auch von Ulm und meiner Wanderung. Friederike löste mit das Ratfel, das an jenem 7. Juli 1914 sich in mein Leben eingenistet hat. Sie sagte: „Ich sah des Morgens nach deinem Weggang früh über der ober-schwäbischen Landkarte und suchte mit einer Stricknadel, wo du wohl sein mutest. Um fünf Uhr, wußte ich, wutest du in deinem Viberacher Gasthaus aufbrechen. Dein Wanderschritt war mir bekannt. Von der Vermutung mich geleiten lassend, kam ich mit meinem Magnetstäbchen auf eine Straße über dem rechten Ufer eines Flusses, der Mi hieß. Die Straße lief von Norden gen Süden. So ließen dir freilich meine Gedanken wohl eine Weile nach. Sie taten das sehr inständig, bis es bel einem Kreuzweg eine Verwirrung gab . . . Nachher dachte ich wieder, du habest in plötzlichem Entschluß den Kurs geändert. Denn ihr Ulmer Freunde und Planetenwerfer hattet auch von einer berühmt schönen, abseits liegenden Klosterkirche gesprochen. So wagte ich, die Nadel dort hinuberrucken zu lassen. Es war ein liebes Spiel . . . und ich bin dir inzwischen wohl überall nachgelaufen mit meinem Herzen und meinen Gebeten, bis in den Würzburger Dom.“

Das sagte sie mir und ist dann bei mir geblieben bis in diese Laube.“

*

Der Erzähler streichelte wieder die Hand der neben ihm sitzenden Frau. Wir saßen um sie als ein vom Herrlichsten angerührt Menschenkreis.